

Rezensionsaufsatz

Marc REDEPENNING, Leipzig

Die Sezierung der Last des (geographischen) Beobachtens

LIPPUNER, Roland: Raum – Systeme – Praktiken. Zum Verhältnis von Alltag, Wissenschaft und Geographie. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2005, 230 S., Lit.-verz. S. 217–230. (= Sozialgeographische Bibliothek 2). ISBN 3-515-08452-5; 49,00 Euro.

Einleitendes

Mehr Aufmerksamkeit für die *Beobachtung* des Gegenstands statt alleinige Aufmerksamkeit für die Beobachtung des *Gegenstands*!

Was auf dem ersten Blick als ein kleines, vielleicht gar als ein banales Problem daher kommt, nämlich die ‚Beobachtung eines Gegenstandes‘¹ aufmerksam ins Visier zu nehmen, entpuppt sich auf dem zweiten Blick jedoch recht häufig als höchst vertrackte und komplizierte Angelegenheit mit weitreichenden Wirkungen.

Diese ‚Vertracktheit der Beobachtung‘ kann man schnell verdeutlichen: Wer gibt uns (= der/die Wissenschaftler/in) eigentlich die Garantie, dass wir die Gegenstände der Sozialgeographie angemessen beobachten können? Wo-

her wissen wir, welchen Sinn Akteure den physisch-materiellen Dingen zuzumessen? Ist ein öffentlicher Park eigentlich eine Frischluftlunge der Großstadt? Oder Grund und Möglichkeit einer leichten Müllentsorgung nach sommerlichen Grillabenden? Oder gar Präsentationsgelegenheit von distinktionsbewussten Hundebesitzern, die an der Zonierung des Parks mittels Anleingeboten und Freilaufmöglichkeiten und entsprechenden Verhaltensnormierungen für ihre Tiere verzweifeln? Eine erste Antwortmöglichkeit auf diese Fragen folgt einem Verdikt gegenstandsbezogener Theoriebildung der qualitativen Sozialforschung: Man weiß es, weil man ‚live‘ dabei ist und seine ersten Wahrnehmungen und Daten aus der eigenen ‚persönlichen Biographie des Forschers und ... seinem sozialen Kontext‘ (FLICK 2002, 78) erwachsen lässt. Man weiß es also, weil man entweder selbst Hundebesitzer, sommerlicher Grillfan oder Erholungssuchender ist. Und man weiß es umso mehr, weil

¹ Ich folge hier Lippuners Begriff der Beobachtung, der wesentlich weiter gefasst ist als jener, der die Beobachtung als Datenerhebungsinstrument bezeichnet. Beobachtung meint bei Lippuner (der auf eine eigene Definition verzichtet) vielmehr: tätigen werden; etwa im Sinne einer wissenschaftlichen Untersuchung.

man die Leute ganz einfach befragt hat. „Ganz einfach“? Hat man nicht doch vielleicht zu viel seiner eigenen Interessen und seiner eigenen persönlichen Forscherbiographie in die Sinnrekonstruktionen der Menschen gelegt? Und ist man nicht zu viel von disziplinären Denkstilen (Grunddaseinsfunktionen, Territorialität und öffentlicher Raum, Nachhaltigkeitsdiskurs) beeinflusst? Hat man nicht vielleicht selbst bei den qualitativen Interviews, mit denen man „den Menschen“ zum Sprechen bringen wollte, auf diese Sinngewebungen hingedrängt, weil sie Teil der eigenen *déformation professionnelle* sind?

Also: statt klaren Antworten noch mehr nebulöse Fragen. Auf ein derart sich verhedderndes Frage-Antwort-Sich-Beobachtungsfähigkeit (inklusive aller möglichen Selbstzweifel) sind – in Anlehnung an HEINZ VON FOERSTER (1993, 360) – drei Imperative des Umgangs denkbar:

- *Ignoriere das Problem!* Zur Legitimation dieses Umgangs wird zumeist auf die Autorität der Objektivität wissenschaftlicher Beobachtung verwiesen – unabhängig davon, dass das zumeist nur noch als Mythologie daher kommt.
- *Trivialisieren die Welt!* Gemäß dem Sprichwort „Einsicht ist der erste Schritt zur Besserung“ gelobt man beim nächsten Mal besser hinzusehen, schließlich ist man kompetente/r Fachmann/frau auf dem Gebiet und wird entsprechend entlohnt. Die Trivialisierung liegt darin, dass das Problem nicht als *strukturelles* Problem angesehen wird, sondern als Schönheitsfehler, der einer *individuellen* Unachtsamkeit bei der Handlung des Beobachtens geschuldet ist.
- *Behandle das Problem möglichst*

nicht-trivial! Nicht-trivial soll nur heißen, dass die klare Trennung zwischen Beobachtung und Gegenstand der Beobachtung nicht so einfach ist. Diese Trennung ist vielmehr als nachträglicher Akt anzusehen, damit sich der Beobachter aus seinem Gegenstandsbereich herausnehmen und distanzierte Objektivität präbendieren kann. Gegenstand und Beobachter sind aber eng miteinander verwoben – und dies muss als *strukturelles* Faktum anerkannt werden.

Nimmt man die Position dieses letzten Punktes ein, kann man fragen, welche Konsequenzen diese Einsicht für die wissenschaftliche geographische Praxis, die den Alltag in seinen räumlichen Bezügen als ihren Gegenstand beobachtet, hat. Und genau das kennzeichnet das Anliegen der hier zu besprechenden Arbeit Lippuners.

Um es gleich zu sagen: Für alle, die nicht bereits einführend mit neueren theoretischen Ansätzen der Sozial- und Kulturwissenschaften in Berührung gekommen sind, kann es wohl einige Mühe kosten, sich durch die Studie zu kämpfen. Dies ist jedoch unbestritten eine Mühe, die sich am Ende lohnt, da man mit Gewinn einiges über die „Anforderungen an eine reflexive theoretische Beobachtungs- und Begründungspraxis“ (LIPPUNER 2005, 214)² erfährt. Vorteilhaft ist dabei insbesondere, dass Lippuner zur Darlegung seiner Analysen und Ergebnisse eine Sprache findet, die analytische Schärfe mit guter Verständlichkeit zu kombinieren weiß, auch wenn er es geschafft hat, die ganze Arbeit über insg. 230 Seiten ohne eine (!) Abbildung zu konzipieren. Er

² Soweit im Nachfolgenden nur einfache Seitenzahlen in einer Klammer angegeben sind, bezieht sich der Hinweis auf die entsprechenden Seiten in der Arbeit Lippuners.

greift, statt zu graphischen Erläuterungen, eher auf kurze, einprägsame Satzstrukturen und eine „entschleunigte“ Sprache zurück, so dass der Leser an

keiner Stelle den Eindruck hat, Lippuner könnte seine Ergebnisse ohne ein klar umrissenes und dialogisches Angebot entfalten.

Zur Ausgangsüberlegung der Arbeit

Motiviert ist die Arbeit durch die nur ungenau reflektierte Trennung von beobachteter Praxis (= alltägliches Geographie-Machen) und beobachtender Theorie über diese Praxis (= wissenschaftliche Geographie) innerhalb der Sozialgeographie. Lippuner geht es weniger darum, diese Trennung zu überwinden (schließlich kommt er zu dem Ergebnis einer „irreduzible[n] Differenz von Wissenschaft und Alltag“ (215)). Stattdessen sezieren er die Selbstverständlichkeit dieser Grenzziehung, nicht zuletzt auf ihre mögliche Funktionalität (also auf ihre Problemlösungskompetenz) für wissenschaftliches Arbeiten überhaupt. Dabei geht er schnurstracks über konstruktivistisches Allgemeingut („Jeder Gegenstand ist irgendwie konstruiert“) hinaus und fragt, wie man diese Verzerrungen mit den eigenen theoretischen Mitteln sichtbar machen und für ein neu zu justierendes Verhältnis von Alltag, Wissenschaft und Geographie nutzen kann (9). Seine Gedanken zur ‚Beobachter-

problematik‘ (SCHMIDT 2001) entfaltet er in drei Schritten. Zunächst zeigt er auf, dass sich in der jüngeren kulturtheoretischen Sozialgeographie ein tiefer Graben zwischen Geographie und deren Forschungsobjekt, dem Alltag, aufgetan hat, der einer tiefer gehenden Reflexion harret. Dies ist quasi der faktisch-empirische Ausgangspunkt der Arbeit. Daran anschließend verdeutlicht er in einem zweiten Schritt, dass neuere Sozialtheorien die Unterscheidung zwischen Beobachter und beobachtetem Gegenstand bereits aufgelöst haben. Unter diesen Bezugnahmen muss dann logischerweise auch die eingeschliffene Unterscheidung zwischen (wissenschaftlicher) Geographie und Alltag kollabieren. In einem dritten Schritt stellt er Überlegungen zur Neufassung der Differenz von Wissenschaft/Geographie und Alltag an, die sowohl erkenntnistheoretische Reflexion wie sozialwissenschaftliche Analyse ermöglichen sollen.

Zur neueren Sozial- und Kulturgeographie: Die Umkreisung des Problems

Lippuner beginnt den ersten Teil der Arbeit mit einer Analyse der Kernargumente Gerhard Hards, die zu einer sehr scharfen Trennung zwischen Alltag und (entlarvendem) wissenschaftlichen Blick geführt haben. Hards Kritik ist es ja gerade, dass sich die Geographie als *folk-science* mit ihrem Kernparadigma von ‚Land und Leuten‘ in ungenügender Distanz zu ihrem wesentlichen For-

schungsobjekt, den Räumen des Alltags, befunden hat. Dies manifestiert sich vor allem darin, dass man den Funktionsmechanismen des Alltags in der Hinsicht folgt, die Räumlichkeit des Lebens (und somit Raum, Region und Landschaft) als *taken-for-granted* zu nehmen. Hard schloss daraus, dass die Geographie zwar nicht ihr Forschungsobjekt der konkreten Menschen fallen

lassen muss, jedoch ihre naiv-ontologische (alltägliche) Sicht auf den konkret *räumlich* verfassten Menschen. Hards leicht elitär anmutende Kritik führt zu einem epistemologischen Bruch zwischen wissenschaftlichem und alltäglichem Wissen. Lippuner nimmt diese hart(d)e Trennungsarbeit zum Anlass, nun auf die *Positionierung* des Verhältnisses von Wissenschaft und Alltag hinzuarbeiten: „Dadurch rückt aber die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Alltag erst recht in den Mittelpunkt: zunächst, wie in der raumwissenschaftlichen Geographie, als Frage nach der Unterscheidung von wissenschaftlichen und alltäglichen Beobachtungs- und Beschreibungspraktiken, dann aber auch als Frage nach den Möglichkeiten diese Unterscheidung aus wissenschaftlicher Sicht mit zu beobachten und den Alltag selbst als Konstrukt der wissenschaftlichen Beobachtung zu thematisieren“ (25). Somit kann sich Lippuner langsam, aber sicher in Stellung bringen. Er erkennt zwar die Vorteile des milden Raumexorzismus (als Austreibung der naiv-ontologisierenden Sicht *auf* Raum) an, betont aber auch, dass dieser Exorzismus einen Graben zwischen Wissenschaft und Alltag produziert hat, ohne dafür theoretische Begründungen zu liefern. Lippuners Umgang mit dieser offenen Flanke der fehlenden Begründung umreißt inhaltlich das weitere Anliegen. Dabei zeigt sich deutlich, wie Lippuner sich selbst als Wissenschaftler versteht und was der Leser erwarten kann: „Nun geht es freilich nicht darum, diesen Graben zu vertiefen und darin ein wissenschaftstheoretisches Fundament für eine sozial- oder kulturwissenschaftliche Geographie zu bauen. Es geht aber im Folgenden ebenso wenig darum, diesen Graben

zuzuschütten und einen Weg zu suchen, der das wissenschaftliche Wissen und die wissenschaftliche Sprache enger mit dem Alltagswissen und der Alltagssprache verbindet. Sozial- und Kulturwissenschaften sehen sich aber mit dem speziellen Problem konfrontiert, die Unterscheidung von Wissenschaft und Alltag anzusteuern und einen *Umgang* mit der Konstellation zu finden, dass der Alltag ein Konstrukt ihrer Perspektive darstellt“ (28, Herv. MR). Es wird genau diese fast schon sezierende Untersuchung des Umgangs sein, die Lippuners Blick bestimmen wird.

Nachdem sich Lippuner nun seinen Problemkreis zurecht gelegt hat, beginnt er mit detailgenauen Analysen. Er schaut zunächst, wie durch eine forcierte Globalisierung und Kulturalisierung des Sozialen die Räumlichkeit alltäglichen sozialen Handelns in zahlreichen wissenschaftlichen Ansätzen neu reflektiert wird. Der damit verbundene *spatial* und *cultural turn* führt zur Betonung der Geographien des Alltags. Raum wird in den neueren sozial- und kulturwissenschaftlichen Ansätzen nicht mehr primär als geometrisches (und somit distanziell messbares) Differenzkriterium aufgefasst, sondern als sozial nutzbares Differenzkriterium. Man gewinnt so die Freiheit, den aus seinen (raumwissenschaftlichen) Fesseln befreiten Raum als Medium und Hilfsmittel der sozialen Differenzierung der Gesellschaft einzusetzen (53; vgl. auch die ähnliche, bereits bekannte Argumentation bei KUHLMANN 2000 und NASSEHI 2002): Unhaltbar wird es, von einer „vorgegebenen und scheinbar festen geographischen Ordnung“ (31) auszugehen. Und weil Raum nun als Mittel zum Zweck sozialer Differenzierungen aufzufassen ist, können und dürfen räumliche Ordnungen im stren-

gen Sinne nur symbolisch als soziale Sinnzuweisungen aufgefasst werden: „Die räumliche Dimension sozialer Wirklichkeit müsste (unter Bedingungen der Globalisierung) demnach als Produktion und Reproduktion von symbolischen oder imaginativen Geographien und als räumliche Symbolisierung sozialer Ereignisse konzeptionalisiert werden“ (32). Folgerichtig hebt er hervor, dass die Globalisierung und Kulturalisierung des Alltags dort (im Alltag) eine konstitutive ‚Verunsicherung‘ (45) der richtigen Sinndeutung verursacht haben. Andererseits ist zu fragen, ob diese Effekte der kulturtheoretischen Wende (die immer nur für die Objektseite wissenschaftlicher Forschung thematisiert werden) nicht auch für wissenschaftliche Beschreibungen gelten. Hier sieht Lippuner im Anschluss an die Argumente Armin Nassehis durchaus Veränderungen in der „Beschreibung und Beobachtung sozialer Wirklichkeit“ (41) und zwar verortbar in allen sozialwissenschaftlichen Ansätzen, die ein „radikal perspektivisches Verständnis der sozialen Welt entwickelt haben“ (NASSEHI, zit. 44) – und somit als konstruktivistisch bezeichnet werden können: „Eine kulturtheoretische Sozialwissenschaft wird aufgrund ihrer konstruktivistischen Grundhaltung ... in Rechnung stellen

müssen, was ihre Beschreibung den Bedingungen der Beobachtung verdankt und daher versuchen, ihre eigenen Konstruktionspraktiken zu reflektieren“ (50). Seine Bilanz dieser Reflexionsleistung innerhalb einer kulturtheoretischen Sozialgeographie fällt aber nüchtern aus. Trotz aller Verunsicherung des geographischen Blicks wird der Alltag nach wie vor voraussetzungslos als gegebenes Feld und konkrete Realität hingenommen (74). Lippuner schließt aus diesem Befund, dass es der konstruktivistisch gestimmten Sozialgeographie zwar gelungen ist, die Effekte von Kulturalisierung und Globalisierung *für* ihren Gegenstandsbe- reich angemessen zu theoretisieren, es ihr aber zugleich (noch) nicht ausreichend gelungen ist, *sich selbst* zu fragen, „welchen Anteil sie selbst an der Formierung der Verhältnisse haben, die sie beobachten wollen“ (77). „Größtenteils ausgeblendet wird bei dieser ‚Rückbesinnung‘ auf alltägliche Praktiken die Konstitution des Alltags als Gegenstand sozial- und kulturgeographischer Beobachtung“ (79). Oder: Während man das Problem, *Geographien der Praxis* zu beobachten, einigermaßen gelöst hat, mangelt es bei der Lösung des Problems, *Geographien der Praxis zu beobachten*.

Zur Theorie sozialer Systeme: die eine Lösung

Soweit den unbefriedigenden Reflexionsstand über die Differenz von Wissenschaft und Alltag wiedergebend, kann sich Lippuner nun auf die Suche nach sozialtheoretisch geeigneten Kandidaten für eine befriedigende Reflexion machen. Er zieht zuerst die Systemtheorie Luhmanns heran, um Anhaltspunkte zur Handhabung und begriff-

lichen Konzeptionalisierung von Wissenschaft und Alltag zu gewinnen. Lippuner stellt dabei pointiert die Grundzüge und einige der tragenden Begriffe der Theorie sozialer Systeme (wie Äquivalenzfunktionalismus, erkenntnistheoretischer (radikaler) Konstruktivismus, Sinn, System/Umwelt, Auto- poiesis, Kommunikation und Beobach-

ten) vor, soweit sie für seine Fragestellung von Interesse sind. Dabei entsteht im Verlauf der Darstellung jedoch das Problem, dass die Ausführungen Lippuners für einen nicht in die Theorie Luhmanns eingeweihten Leser zu anspruchsvoll sind. Auch entfernt er sich zuweilen weit von einer eng am thematischen Interesse seiner Arbeit orientierten Exegese zu einer allzu breiten allgemeinen Exegese des Luhmannschen Werkes.

Lippuner fragt dann 1) „wie die Sozialwissenschaft aus Sicht der Systemtheorie in der Gesellschaft als Reflexionsinstanz vorkommen und dabei sich selbst als Gegenstand ihrer Beobachtung wahrnehmen kann, d.h. wie sozialwissenschaftliche Beobachtung die Bedingungen der Möglichkeit ihres Beobachtens beobachten kann“ (81) und 2) welche Aufgabe dabei „Raum“ bzw. die soziale Konstruktion von Raum haben kann. Hinsichtlich des erstgenannten Punktes kann Lippuner die Leistung der Theorie sozialer Systeme derart einschätzen, dass sie theoriebautechnisch in der Lage ist, die Position des Beobachters so zu konzipieren, dass auch eine Beobachtung der eigenen Beobachtungen möglich ist (111), ja der „Beobachter sich selbst als Teil seiner Beobachtungen begreifen muss“ (112) – allerdings immer unter der Prämisse eines sich selbst disziplinierenden Beobachters, der operativ nur den Beschränkungen seines Systems und nicht seiner Umwelt zu gehorchen hat. Spannender und überraschender ist seine Erörterung des zweiten Punktes, nämlich „Raum und soziale Systeme“. Lippuners Analysen gehen weit über den systemtheoretischen Allgegenplatz hinaus, dass die Operationen sozialer Systeme unabhängig von konkreten lokalen Bedingungen geworden

sind (ein Argument, das dem klassischen Entankerungsargument nahe steht), sondern zeigen deutlich eine bestehende Trifurkation innerhalb der systemtheoretischen Diskussion über Raum auf: Raum *erstens* als gesellschaftsexternes, nur schwer transformierbares materielles Faktum, *zweitens* als gesellschaftsinternes, variabel einsetzbares materielles wie symbolisches Produkt, *drittens* – als geographisch-systemtheoretische Variante – die Raumsemantiken (vgl. HARD 1999 u. 2000). Zum ersten Punkt stellt er die Vorschläge STICHWEHS (1998) kritisch dar, die stärker auf die strukturellen Kopplungen physisch-geographischer oder ökosystemarer Gegebenheiten für das faktische Funktionieren von Gesellschaft abzielen – und in ihren Ausführungen weit hinter den derzeit erreichten Diskussionsgegenstand in der Sozialgeographie zurückfallen (122ff.; vgl. auch HARD 1999). In der zweiten Konzeption fungiert Raum als internes Strukturierungsmoment der Gesellschaft, um soziale In- und Exklusionen durch materielle (= räumliche) Grenzziehungen zu verdeutlichen. Hier kommt Lippuner allerdings zu sehr einseitigen Einschätzungen, die bspw. neuere Publikationen zur Funktion von Raum als gesellschaftliches Strukturierungsmoment (vgl. NASSEHI 2002; BAECKER 2004) nicht ausreichend berücksichtigen. Hinsichtlich des dritten Punktes führt er die Möglichkeit an, Raum als ein Kommunikat, als eine Semantik aufzufassen, die eine ganz bestimmte Funktionsstelle in der Gesellschaft besetzt hält: nämlich die Funktion der Steuerungserleichterung, indem soziale Komplexität räumlich reduziert wird und somit leichter bearbeitbar wird. Doch auch diese klassische, in der Geographie gern als radikal

bezeichnete Konzeption durch Klüterscheint nicht (wie die erste systemtheoretische Raumkonzeption) frei von der Annahme eines physisch-materiellen, ja substanzialistischen Raums zu sein (132). Diese Latenz des altgeographischen Raumes in neueren systemtheoretischen Konzeptionen nimmt Lippuner zum Anlass, neben diesen drei Möglichkeiten eine weitere zu konzipieren: ‚Raum‘ als gezielte Technik der Entparadoxierung der System/Umwelt-Differenz durch soziale Systeme. Dahinter steckt der anspruchs- und voraussetzungsvolle systemtheoretische Gedanke, dass die Seiten der Unterscheidung System/Umwelt immer auf das jeweils andere verweisen, aber nicht gleichzeitig thematisiert werden können (vgl. hierzu LUHMANN 1998, 68ff.). Als Ausbruch aus dieser vertrackten Situation, so Lippuners Argument, verteilt man System und Umwelt auf zwei Räume, um sie nacheinander anzusteuern (139) – man behandelt gleichzeitig Gegebenes so, *als ob* es räumlich getrennt sei und so nacheinander behandelt werden kann. Mit dieser Argumentation rückt Lippuner weit von klassischen Raumtheorien ab, indem Raum für ihn zu einer notwendigen und ordnenden Darstellungsform wird, ohne die klare Identitäten und eindeutige Objekte nicht möglich sind. Dieser Raum Lippuners hat daher auch überhaupt nichts mehr mit dem physisch-materiellen Raum oder jener mittlerweile berühmten ‚Projektion auf Physis‘ gemeinsam, da er komplett auf jedwede Form der physischen Verdinglichung verzichtet. Indem er auf die ‚Container-Metapher‘ ‚Raum‘ abstellt, betont er, dass alle Erkenntnisse, die Menschen vollziehen, immer als ver-räumlichte Erkenntnisse aufzufassen

sind (140): „Der räumliche (oder ‚räumelnde‘) Beobachter ist aber sozusagen der systemtheoretische ‚Normalbeobachter‘“ (147). Hinsichtlich des übergeordneten Problem, es geht Lippuner ja nun um das theoretische Problem, Geographien der Praxis *zu beobachten*, sollen diese räumlichen Schematisierungen einer wissenschaftlichen Analyse unterzogen werden (149). Kurz: Wieso also sehen wir die Dinge auch als räumliche Dinge? Dieses Projekt verfolgt Lippuner nun auch weiter, allerdings indem er das Feld der Systemtheorie verlässt und zu Bourdieu überwechselt – offensichtlich, aber hier kann der Rezensent nur Vermutungen anstellen –, weil bei Bourdieu die Idee eines abstrakt gedachten sozialen Raumes bereits vorhanden ist und sich als praktisches Problem behandeln lässt (155). Die Theorie sozialer Systeme könne dies aufgrund ihrer ‚Mutation zur Philosophie‘ (114, 171) offensichtlich nicht bieten: „Die Frage kann allenfalls sein, wie die theoretisch-praktische Arbeit aussieht, die ein solches Hin-und-her enthält, wie also das theoretische Problem, *Geographien der Praxis zu beobachten* und das theoretische Problem, *Geographien der Praxis zu beobachten*, theoretisch zusammengehalten werden können“ (155). Bei Bourdieu sieht er diesen Zusammenhalt, soziologische Erkenntnistheorie und die Aufgabe, Erklärungen über soziale Alltagspraktiken zu verbinden, gegeben – und zwar auf das konkrete Problem der Verdinglichung sozialer Konstruktionen sowohl in Wissenschaft (also auf sich selbst!) wie Alltag bezogen. Damit verspielt sich Lippuner jedoch die Möglichkeit, ein solches Unterfangen für die Systemtheorie überhaupt einmal zu skizzieren ...

Zur Theorie der Praxis: die andere, ‚bessere‘ Lösung

Ganz ähnlich dem Vorgehen zur Systemtheorie führt Lippuner auch in diesem dritten Teil seiner Arbeit in anspruchsvoller Weise in die Bourdieusche Theorie der Praxis ein. Er weist zunächst darauf hin, dass der Begriff des sozialen Raums bei Bourdieu reine Metapherfunktion hat und nicht mit dem klassischen ‚geographischen‘ Raum (und zwar weder mit dem raumwissenschaftlichen noch mit dem symbolischen Begriff der neueren Kulturgeographie) in Verbindung steht. Dennoch verleitet die Metapher des sozialen Raumes zu einer Essenzialisierung sozialer Verhältnisse (Lippuner spricht auch vom ‚ontologischen Überhang jeglicher Raummetaphorik‘), weil die bloße Verwendung des Raumbegriffs suggeriert, soziale Verhältnisse als klar demarkiert in der Gesellschaft liegende Schachteln aufzufassen (167). Offensichtlich liegt, so hält Lippuner fest, diese Gefahr darin begründet, dass das Bourdieusche Werk einer doppelten Realität sowohl struktureller sozialer Unterschiede wie der Konstruktion einer bestimmten (subjektiven) Sicht auf die soziale Welt Rechnung trägt. Diesen ‚konstruktivistischen Strukturalismus‘ erklärt Lippuner nun zur Lösung der Beobachtungsproblematik: „Die Sozialwissenschaft als ein beobachten-des System, das den sozialen Raum beobachtet und beschreibt, ist demzufolge in dem sozialen Raum verortet, der durch diese Beobachtung und Beschreibung konstruiert wird“ (171). Die Einsicht in die Grenzen und Bedingungen der eigenen Erkenntnisweise ist das Gravitationszentrum zur Entwicklung einer Theorie der Praxis, die immer auch ihr eigenes strategisches kollektives Verkennen oder die strategische Blindheit der eigenen Praxis mitdenken

muss (196). Ein strategisches Verkennen der eigenen Konstruktionsleistungen gilt für jedes Beobachten – sowohl für wissenschaftliches wie alltägliches. Kein Wunder also, dass dieses Verkennen auch für die Konstruktionsleistungen, die hinter den Raumsemantiken stehen, gilt. Raumsemantiken beschreiben keineswegs nüchtern eine Realität, sondern sind – insbesondere im regionalistischen Diskurs – als performative Äußerungen aufzufassen, die das, was sie beschreiben, erst erschaffen (197). Diese Konstellation fordert den wissenschaftlichen Blick nicht nur zur Analyse der Wahrhaftigkeit und der Funktionsweise des regionalistischen Diskurses, sondern auch seines strategischen und politischen Gehaltes – seines praktischen Nutzens, der komplett unabhängig von seiner wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit ist – auf. Und die reflexive Konsequenz für die Sozialwissenschaft liegt folgerichtig im Übertrag dieser Erkenntnisse des ‚Alltagsstudiums‘ auf ihr eigenes Funktionieren: in der Auseinandersetzung mit ihrem stillschweigend vorausgesetzten theoretisch-empirischen Programm, ihrer Denkstile, ja des wissenschaftlichen Forschungsdesigns und der wissenschaftlichen Forschungsorganisation (203ff.). Anders formuliert: Durch Beobachtung des Alltags kann die Wissenschaft viel über ihr eigenes Beobachten lernen. Eine so verstandene Wissenschaft muss daher – autospont-technisch gesprochen – extrem tief liegen und weit fundierender als die klassische individuelle Reflexion der eigenen Forscherpersönlichkeit sein: „Sie [die Sozialwissenschaft – MR] braucht diese ‚unvermeidliche Exteriorität‘ (DE CERTEAU 1988, 129) [Der Literaturhinweis ist Bestandteil des Zitats – MR],

weil die Beobachtung der eigenen Beobachtung nur im Anschluss an stattfindende Beobachtung erfolgen kann. Die wissenschaftliche Beobachtung bleibt also voll und ganz in der Dichotomie von Wissenschaft und Alltag gefangen. Sie gewinnt aber Einsicht in die

Funktion dieser Unterscheidung und erlangt Kontrolle über die Effekte dieser Abhängigkeit, wenn sie die Beobachtung des Alltags auch für die Beobachtung der eigenen Beobachtung nutzt“ (206).

Zum Resultat

Roland Lippuners Studie stellt eine mehr als kenntnisreiche und extrem sorgfältige Analyse der Komplexität reflexiv-kritischen Beobachtens als Grundvoraussetzung wissenschaftlicher Arbeit dar; einem Thema, dem bislang zu wenig Aufmerksamkeit innerhalb der Sozialgeographie beigemessen wurde. Um es klar zu sagen: Die Stärken der Arbeit liegen eindeutig in der akribischen Aufbereitung neuerer theoretischer Entwicklungen in der Sozialtheorie und ihren Kapazitäten wie Restriktionen, die Praxis ihres Beobachtens selbst kritisch zu beobachten. Die Arbeit liefert, eigentlich als Nebenprodukt, eine informierte und gute Zusammenfassung der Luhmannschen Systemtheorie und der Bourdieuschen Theorie der Praxis, wemgleich der Leser zumindest Grundkenntnisse über die ‚Stoßrichtung‘ der Theorien braucht, um Lippuners Darstellung angemessen zu würdigen. Zum Teil verliert Lippuner dabei seine Ausgangsfragestellung, nämlich alltägliche und wissenschaftliche Beobachtungsweisen in ihrem gegenseitigen Aufeinander-Angewiesen-Sein, aus dem Blick, um sie dann mit sehr ruckartigen Bewegungen wieder zu sich zurückzuziehen.

Neben der Zerlegung der Beobachtungsproblematik liefert Lippuner eine erstaunliche Sichtweise auf ‚Raum‘. Immerhin konfrontiert er den Leser mit dem ‚raumimplementierenden Beobach-

ter‘ (146, ähnlich 171, 199f.), auch wenn er ihn (leider) etwas distanziert in einfachen Anführungszeichen auftauchen lässt. Dieser Beobachter nutzt die Raummetaphorik, um Dinge als nebeneinander liegend erscheinen zu lassen (vgl. ganz ähnlich argumentierend ZIERHOFER 1999 und WEICHHART 1999). Raum wird somit zum unweigerlichen Schema jeder Unterscheidung (209) – und zum verlockenden Element von Verdinglichung, wenn man diese Behelfskonstruktion als tatsächlich gegeben auffasst. Allerdings hat diese Idee der Raumimplementierung als faktische Unvermeidlichkeit auch einen Haken: Es kann zu einem unbeabsichtigten Neo-Holismus des Raum-Denkens führen – nun aber ganz anders als bei den altgeographischen Raumkonzeptionen. Wenn Raum immer und überall im Rahmen der Entfaltung der Paradoxie des Beobachtens implementiert wird, wird er zum einem differenzlosen Etwas, dem nicht zu entfliehen ist. Der Beobachter wird den Raum nicht mehr los. Raum wird so auf die Ebene einer Unvermeidlichkeit gehoben – und das passt nicht zu den Theorieannahmen, auf denen Lippuner aufbaut.

Dies führt zu einem weiteren kritischen Punkt: Lippuner ist sehr bemüht, die Analysen Bourdieus von denen Luhmanns abzugrenzen, um herauszustellen, dass die Bourdieuschen Analy-

sen viel adäquater für die Behandlung des Problems der Beobachtung der Praxis sind. Dennoch fällt bei der Lektüre auf, dass sich alle entscheidenden Punktvorteile Bourdieus auch systemtheoretisch formulieren ließen. Lippuners Differenzbemühungen erscheinen in der Tat arg gekünstelt und zurecht gebogen, so dass der Leser schnell den Eindruck bekommen kann, dass die Entscheidung für den Bourdieuschen Weg schon *vor* der genaueren Analyse Luhmanns feststand und die unverhofften Möglichkeiten der Systemtheorie dann verschwiegen werden mussten, um nicht als Störfeuer zu fungieren. So ist die daraus resultierende implizite Behauptung, dass die Systemtheorie etwa ihre eigene Sozialität (und ihre sozialen Bedingungen) nicht mitreflektieren kann (155), nicht sehr überzeugend und kann dementsprechend auch argumentativ von Lippuner nicht weiter untermauert werden.

Ein letzter Punkt noch: So überlegen geschrieben Lippuners Arbeit ist, so sehr vermisst man seinen eigenen Standpunkt. Zwar zeichnet sich die Argumentation durch einen großen und souveränen Umgang in der *Darstellung* einzelner Theorien aus, es fehlt jedoch oft an einer klaren Stellungnahme, etwa im Sinne eines klaren Votierens für oder gegen bestimmte Argumente, und der eigenen *Vorstellung*, wie bestimmte Probleme zu lösen sind. In diesem Sinne, aber das kann auch ein Vorteil sein, bietet die Arbeit recht wenig Angriffspunkte, an denen zur Kritik des wissenschaftlichen Standpunktes angesetzt werden könnte. Lippuner verfällt nicht in euphorische Glorifizierung des Dar-

gestellten, sondern zeigt, wie sinnvoll und hilfreich es sein kann, mit einer reichlichen Portion Misstrauen an die praktische Realität sozial- und kulturwissenschaftlicher Theoriebildung heranzugehen. Dennoch wäre es für den Leser hilfreich gewesen, wenn Lippuner beispielsweise seine exzellenten Überlegungen zu einer praxeologischen Betrachtung von Raumsemantiken einer (stärker im klassischen, altgeographischen Sinne verstandenen empirisch angeleiteten und) mit Beispielen versehenen Analyse zugänglich gemacht hätte. Das hätte seinen Überlegungen zusätzliches Gewicht verliehen. Die diesem Problem gewidmeten vier Seiten erscheinen angesichts der weitreichenden Bedeutung für geographisches Denken zu kurz abgehandelt. Auch wäre die eine oder andere Abbildung, die sich auf die interne Relationierung der Gedanken Lippuners oder die Organisation der Arbeit bezieht, zur Orientierung des Lesers hilfreich gewesen.

Dennoch: Lippuners Arbeit ist vor allem wegen ihrer argumentativen Schärfe ein herausragendes Werk, das durchweg auf hohem theoretisch-reflektorischen Niveau formuliert ist. Für alle Geographen, die an methodologischen Problemen der Sozialgeographie und einer genauen, fast schon überscharfen Analyse der Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlichen Beobachtens interessiert sind, ist dieses Buch weit mehr als lesenswert; es ist ein *must read* der Sozialgeographie – allerdings eines, das Mühe kostet. Aber am Schluss weiß man genauer, *warum* der öffentliche Park so kompliziert ist.

Literatur

- BAECKER, D. 2004: Miteinander leben, ohne sich zu kennen: Die Ökologie der Stadt. In: Soziale Systeme 10, H.2, S. 257–272.
- FLICK, U. 2002: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 6. Aufl. Reinbek b. Hamburg.
- FOERSTER, H. von 1993: Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke. Hrsgg. von S.J. SCHMIDT. Frankfurt am Main. (= stw, 876).
- HARD, G. 1999: Raumfragen. In: MEUSBURGER, P. (Hrsg.) 1999: Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart, S. 133–162. (= Erdkundliches Wissen, 130).
- HARD, G. 2000: De ubietate angelorum. Über angelologische und geographische Raumtheorien. In: Festschrift für Martin Seger. Klagenfurt, S. 65–86. (= Klagenfurter Geographische Schriften, 18).
- KUHM, K. 2000: Raum als Medium gesellschaftlicher Kommunikation. In: Soziale Systeme 6, H. 2, S. 321–348.
- KUHM, K. 2003: Die Region – parasitäre Struktur der Weltgesellschaft. In: KRÄMER-BADONI, T., K. KUHM (Hrsg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen, S. 176–196.
- LUHMANN, N. 1998: Die Wissenschaft der Gesellschaft. 3. Aufl. Frankfurt am Main. (= stw, 1001).
- NASSEHI, A. 2002: Dichte Räume. Städte als Synchronisations- und Inklusionsmaschinen. In: LÖW, M. 2002: Differenzierungen des Städtischen. Opladen, S. 211–232. (= Stadt, Raum, Gesellschaft, 15).
- NASSEHI, A. 2003: Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft. Frankfurt am Main. (= stw, 1636).
- NASSEHI, A., I. SAAKE 2002: Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie 31, H. 1, S. 66–86.
- SCHMIDT, S.J. 2001: „Beobachter“ und „Prozeß“. Zwei zentrale Kategorien eines soziokulturellen Konstruktivismus. In: WALLNER, F.G., B. AGNESE (Hrsg.) 2001: Konstruktivismen. Eine kulturelle Wende. Wien.
- STICHWEH, R. 1998: Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie. In: Soziale Systeme 4, H. 2, S. 341–358.
- STICHWEH, R. 2003: Raum und moderne Gesellschaft. Aspekte der sozialen Kontrolle des Raumes. In: KRÄMER-BADONI, T., K. KUHM (Hrsg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen, S. 93–102.
- WEICHHART, P. 1999: Die Räume zwischen den Welten und die Welt der Räume. In: MEUSBURGER, P. (Hrsg.): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart, S. 67–94. (= Erdkundliches Wissen, 130).
- ZIERHOFER, W. 1999: Die fatale Verwechslung. Zum Selbstverständnis der Geographie. In: MEUSBURGER, P. (Hrsg.): Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart, S. 163–186. (= Erdkundliches Wissen, 130).